Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 9. **Sonnabend** den 5. Januar 1901. 95. Jahrgang.

Die Wirren in China.

Die Friedensverhandlungen.

-p. Wie die Londoner „Central News" erfahren, ging eine amtliche Depesche in London ein, die meldet, die von den Mächten gestellten Bedingungen seien von der chinesischen Regierung zwar angenommen worden, aber sie erkläre, daß die unverzügliche Erfüllung einiger Forderungen unmöglich sei und vorläufig verschoben werden müsse.

Nach Shanghaier Depeschen der Morgenblätter scheinen die Meldungen aus Singanfu die Annahme zu bestätigen, daß die Erlangung der Zurückziehung der verbündeten Truppen von Peking der Hauptzweck Chinas sei. Es verlautet, der Kaiser und die Kaiserin seien geneigt, nach Peking zurückzukehren, vorausgesetzt, daß die fremden Truppen aus Tschili zurückgezogen werden. Einem Telegramm der „Daily News" zufolge beabsichtigt der Hof eine Note an die verbündeten Mächte zu richten, worin an sie das Ansinnen gestellt werde, 200 Puncte hinsichtlich der Details des endgiltigen Friedens zu erörtern, vor deren Erledigung der Hof nicht nach Peking zurückkehren könnte.

Es hapert also schon mit dem guten Willen und der Ehrlichkeit der chinesischen Diplomatie, und man darf gespannt sein, was von den Forderungen der Mächte schließlich noch übrig bleibt.

Englische Blätter verbreiten in tendenziöser Fassung die Meldung, daß Graf Waldersee sich geweigert habe, dem Wunsche des chinesischen Hofes auf

Einstellung der Feindseligkeiten

zu entsprechen. Es ist selbstverständlich, daß über die Einstellung der Feindseligkeiten kein Beschluß gefaßt werden kann, bevor nicht die Forderungen der Mächte von der chinesischen Regierung angenommen sind. Zunächst handelt es sich darum, für die zustimmende Erklärung zu der gemeinsamen Note der Mächte die Unterschriften der beiden chinesischen Bevollmächtigten zu erlangen.

Die Verleumdungen der „Times".

Es ist erfreulich, zu sehen, daß die „Times" mit ihren unerhörten Anklagen gegen die deutschen Truppen in China und gegen den Obercommandanten in der englischen Presse fast allein steht und in der auswärtigen Presse nur von dem „New York Herald" eine gewisse Unterstützung erfährt. Der Berliner Berichterstatter des „Daily Telegraph" bemerkt sehr richtig, daß solche Aeußerungen, wie die, denen die „Times" ihre Spalten geöffnet hat, wohl dazu führen können, daß in weiten Schichten des deutschen Volkes, das seine in China unter Waffen stehenden Brüder beschimpft sieht, die ohnehin England nicht freundliche Gesinnung sich zu einer ausgesprochen unfreundlichen vertieft. Davon würden nur Diejenigen Nutzen ziehen, die im Trüben fischen. Von der „Times" dürfen wir aber wohl erwarten, daß sie die Welt nicht im Unklaren läßt, ob sich nach ihrer Auffassung die Anklagen bestätigen oder nicht.

Wie den „Times" aus Konstantinopel gemeldet wird, versichert man im Palast, daß die Idee, eine

islamitische Mission

nach China zu senden, vom Kaiser Wilhelm stamme, der sie dringend empfohlen habe, da hierdurch das moralische Prestige der Türkei im fernen Osten gehoben würde. Der Sultan habe dem Kaiser dafür gedankt, daß er sich für seine (des Sultans) Interessen so besorgt zeige.

* **London**, 5. Januar. (Tel.) „Reuter's Bureau" berichtet aus Shanghai unter dem 1. Januar aus sicherster Quelle: die Franzosen beabsichtigen, aus Tonking auf dem Landwege eine Abtheilung Truppen zu entsenden in dem Falle, daß der Hof sich dafür entscheiden würde, nach Tschengtu zu gehen.

* **London**, 4. Januar. Die Admiralität veröffentlicht eine Note, in welcher sie erklärt, es sei nicht richtig, daß die Besatzung des Kriegsschiffes „Barfleur" im äußersten Osten gemeutert hat; es hätten nur einige Mann sich einer unbedeutenden Unordnung schuldig gemacht, die von der übrigen Besatzung nicht gutgeheißen worden sei. Drei Mann seien verhaftet worden.

Der Krieg in Südafrika.

Vom Kriegsschauplatze.

-p. Die in die Capcolonie eingerückten Boerencommandos stehen nur noch 50 deutsche Meilen von Capstadt entfernt. Dabei verfolgen dieselben eine Taktik, welche es den Engländern ganz unmöglich macht, die Vordringenden zum Stehen zu bringen. Die Commandos sind in Abtheilungen von 10 bis höchstens 30 Mann zertheilt, welche auf einer Linie von mindestens 20 deutschen Meilen Breite vorrücken. Auf diese Weise können die Boeren aus jeder Ortschaft und von jeder Farm, die sie passiren, Verstärkungen ausheben.

* **Cradock**, 5. Januar. („Reuter's Bureau.") **Oberst Williams griff am 1. Januar eine starke Boerenstellung auf den Kopjes, einige Meilen westlich von Middelburg, an, seine Streitmacht war jedoch nicht genügend, um den Feind aus seiner starken Stellung zu vertreiben. Die Engländer hatten fünf Verwundete. Der Feind zog sich während der Nacht zurück und wandte sich nach Bethesda.** (Das heißt, er rückte vorwärts nach Süden zu, ohne weiteren Widerstand zu finden, denn Bethesda liegt 50 englische Meilen südlich von Middelburg an der Bahn nach Graaff Reinet. Oberst Williams scheint also eine tüchtige Schlappe erlitten zu haben und ganz außer Gefecht gesetzt worden zu sein. D. Red.)

* **Capstadt**, 5. Januar. („Reuter's Bureau.") 200 Boeren gingen über den Oranje-Fluß zurück und wandten sich nach Norden.

* **London**, 4. Januar. Sir Alfred Milner ist zum Gouverneur von Transvaal und vom Oranjestaat neben seiner Stellung als Obercommissar von Südafrika ernannt worden. Hutchinson, bis jetzt Gouverneur von Natal, wurde zum Gouverneur der Capcolonie ernannt. Mc Callum, der Gouverneur von New Foundland, wurde zum Gouverneur von Natal und Major Good-Adams, Resident-Commissär in Bechuanaland, zum stellvertretenden Gouverneur vom Oranjestaat ernannt.

Der „Zug" nach dem Süden; De Wet's Truppen.

Eine englische Dame, welche soeben aus der Capcolonie in Amsterdam eingetroffen ist, überbrachte einer frischen Familie folgenden, der „Tschen. Wchnztg. i. d. Niederlanden." zur Verfügung gestellten Brief ihres Sohnes:

„Mehr und mehr Stimmen erheben sich in den Commandos, welche darauf andringen, nach Süden in die Capcolonie zu ziehen. Denn hier macht es Einem kein Vergnügen mehr zu kämpfen, da die Engländer überall, wo gekämpft wurde, Alles dem Boden gleich machen. Ich bin deshalb fest überzeugt, daß im neuen Jahr verschiedene Commandos in der Colonie, in Natal und Griqualand herumschwärmen werden. Groß werden diese Commandos nicht sein, denn wir vertheilen uns gegenwärtig in kleine Haufen, welche jedoch dermaßen Fühlung mit einander haben, daß in kurzer Zeit ein paar Hundert beisammen sind, um „Khaki", sobald er von einem Ort zum andern schleicht, wie Bracken ein Wildschwein, bei den Ohren zu nehmen.

Wir haben damit folgende Absicht:

1. wollen wir uns nicht fangen lassen; 2. werden wir nicht so leicht totgeschossen und 3. haben wir stets Chance, mit dem Feinde in Berührung zu kommen. Auf solche Weise können wir im Feld noch recht alt werden. Daß der Krieg wegen Mangel an Lebensmitteln beendet werden wird, ist bei unserer geringen Stärke nicht wohl anzunehmen. Ein paar hundert Boeren finden überall für ein paar Tage Mundkost. Und wenn die Engländer Transvaal und Oranje-Freistaat platt gebrannt haben, dann gehen wir einfach nach dem Süden und leben auf Kosten der englischen Unterthanen. Patronen haben wir in Hülle und Fülle. Ich höre, daß in Transvaal die Mauserpatronen alle sind und daß, zum großen Aerger der Engländer, die Boeren mit Martini Henry schießen, welche besser tödten als das gekürzte Mauser. Viele unserer Leute bewaffnen aus diesem Grund das Martinigewehr, obgleich das Mauser leichter ist und weiter schießt; letzteres ist kein Vortheil mehr, da wir unsere Kanonen vergraben haben. Von den Martini-Patronen sind noch 40 Millionen vorräthig; schade, daß das Pulver nicht rauchlos ist.

Auch im Freistaat ist noch viel Munition; wohl hat jedes Commando nur einen oder zwei Maulesel-Trollys (sämmtliche Ochsenwagen sind abgeschafft), die mit Munition beladen sind, aber es sind überall Patronen in Hülle und Fülle vergraben.

Und dann bleiben uns auch noch die erbeuteten Lee-Metfordgewehre mit Patronen übrig. In 1880 hatte bei Ausbruch des Krieges jeder Boer nur 4 Patronen; nach einigen Gefechten jedoch gab es solche in Ueberfluß.

Mit unseren Kleidern allerdings sieht's traurig aus. Wir ziehen den gefangenen Tommy's wohl immer ihre Kleider aus, aber das Zeug taugt nicht viel; dafür sorgen die Armeelieferanten. Die Tommy's thun uns ja recht leid, wenn sie im Hemd den Marsch nach ihrem Krug (den Dewet verfolgenden General) antreten müssen, aber wir können doch nicht ohne Hosen zu Pferde sitzen. Es sieht wirklich komisch aus, wenn die ausgekleideten Tommy's im Gänsemarsch ihrem Lager zustevern; sie sehen dann wirklich aus wie eine Herde Gänse. Merkwürdig, daß keiner von ihnen Strümpfe trägt. Da ich solche schon seit acht Monaten entbehre, suche ich eifrig danach; aber wie viele Tommy's ich auch schon die Stiefel habe ausziehen lassen, ich kann keine finden . . .

„An alle Christiane".

Die kürzlich aus Schierstein bei Wiesbaden an alle Vornamensträgerinnen des tapferen Boerenführers Christian De Wet ergangene Anregung zu einer Ehrenspende für diesen ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Aus allen Theilen Deutschlands, auch schon aus Italien und Belgien, sind bei der „Schiersteiner Zeitung" und bei Herrn Chr. Schneider Geldbeträge eingelaufen. Ein preußischer Hauptmann aus einer Garnison in Ostpreußen begleitet seine 10-ℳ-Spende mit folgenden Worten: „Ich heiße zwar nicht Christiane, möchte aber bei der Sammlung für den Blücher der Boeren nicht fehlen. Möchte der tapfere De Wet das erreichen, was Jeder, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wünscht, ein freies Boerenreich auf lange Zeit."

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. Januar.

Der **Reichstag** nimmt am Dienstag seine Arbeiten wieder auf. Der **preußische Landtag** wird am gleichen Tage feierlich eröffnet. Beide Parlamente werden zunächst mit der Erledigung von Angelegenheiten des Etats beschäftigt sein. Der Reichstag soll nur noch die erste Lesung des Gesetzentwurfes über das Verlagsrecht vornehmen, um sich der zweiten Etatberathung zuzuwenden. In hergebrachter Weise dürfte auch diesmal, sobald der Chinacredit bewilligt ist, der Etat des Reichsamtes des Innern an die Reihe kommen. Er bietet bekanntlich den Socialdemokraten vielfachen Anreiz zu socialpolitischen Erörterungen, deren Länge im umgekehrten Verhältniß zu ihrem sachlichen Ergebnisse steht. Es wäre deshalb sehr wünschenswerth, daß der Reichstag von vornherein darauf hielte, beschlußfähig zu sein. Vor der Thatsache, daß er es ist, pflegen die Socialdemokraten sich zu beugen. Dann beschränken sie sich auch auf den zum Etat gehörigen Stoff. In diesem Jahre wäre es übrigens im besonderen Interesse des Reichstags selbst gelegen, daß er seine Beschlußfähigkeit aufrecht erhielte. Denn das ihm zugewiesene Arbeitspensum, soweit es jetzt zu übersehen ist, läßt sich bei verständigem Gebrauch der Zeit recht wohl bis Ostern aufarbeiten, ohne daß von einer Ueberhastung die Rede zu sein brauchte. Was das preußische Abgeordnetenhaus anlangt, so wird es, ebenfalls in hergebrachter Weise, am Mittwoch die Präsidentenwahl vollziehen und dann den Etat nebst dem mündlichen Begleitworte des Finanzministers entgegennehmen, um sich daraufhin bis zum Beginn der anderen Woche zu vertagen, damit die Fractionen in der Zwischenzeit den Etat selbst prüfen und zu den wichtigeren Fragen, die im Zusammenhange mit dem Etat besprochen werden, ihre Stellung nehmen können. Wie weit sich die Landtagssession in die Länge zieht, hängt davon ab, wann die Canalvorlage an den Landtag gelangt. Die Nachrichten darüber widersprechen sich vorläufig noch. Die Meinung in parlamentarischen Kreisen selbst geht überwiegend dahin, daß die Vorlage in den ersten Wochen der Session erwartet werden dürfe. Interessant ist die Stellung, welche die Presse des Centrums zu dem erwarteten Entwurfe nimmt. Die „Köln. Volksztg." nämlich schreibt:

„Die Canalvorlage ist heute so aussichtslos wie je. Niemand wird sich einbilden, daß die Conservativen ihr gegenüber jetzt eine andere Stellung einnehmen werden wie früher, nachdem sie durch die Maßregelung der canalfeindlichen Landräthe und Regierungspräsidenten geradezu an ihrer politischen Ehre gefaßt sind. Ebenso wenig wird aber Jemand sich einbilden, daß das Centrum jetzt für die Canalvorlage ins Zeug gehen wird, nachdem nicht nur die canalgegnerischen Conservativen gemaßregelt worden sind, was den Anschauungen des Centrums ebenso schroff widersprach, wie denen der Conservativen, sondern auch die gemaßregelten Landräthe fast alle nachträglich mit Beförderung bedacht worden sind. Die Canalsache ist gründlich verdorben und Niemand kann sie mehr retten. Wenn die Regierung sie jetzt wieder einbringt, so kann das nur dieselbe Bedeutung haben, als wie seiner Zeit Fürst Bismarck das völlig aussichtslose Tabakmonopol im Reichstage vorlegte.

Feuilleton.

Das neue Bahnproject.

4] Roman von Paul Oskar Höcker.

Nachdruck verboten.

Ein noch größeres, leidenschaftlicheres Verlangen lebte in ihrem Herzen — ein Wunsch, der ihrer Meinung nach eine heilige Berechtigung hatte: sie wollte erfahren, ob er glücklich war.

Obwohl sie sich seit gestern Arnold immer so vorstellen mußte, wie er im Phaeton an der Seite seiner schönen, eleganten Braut davongefahren war — manchmal tauchte doch wieder sein düsteres, trauerndes, ernstes Antlitz vor ihr auf, wie sie's während seines Vortrages gesehen — und dann klang sein Ton wieder in ihrem Ohr, so schwermuthsvoll, so klagend, so herzzerreißend . . .

Sie fuhr am Morgen jäh empor und kleidete sich rasch an, um den Bruder zu wecken.

Nein, sie könne nicht reisen, sie würde es jetzt nicht aushalten in Wängli! Er solle allein fahren — und sie hier lassen.

Er bat, er sprach ihr zu. Er meine es doch so gut mit ihr, stellte er ihr vor. Sie solle ihm doch folgen.

Weinend lehnte sie in seinen Armen.

„Hab Geduld mit mir, Alex. Ich werde schon wieder ganz brav werden. Aber gieb mir Zeit, gönne mir Ruhe. Ein paar Wochen — vielleicht auch nur ein paar Tage. Aber die Einsamkeit dort bei Dir würde mich jetzt tödten. Ich werde lernen, arbeiten, fleißig sein, um mir Zerstreuung, Abwechselung zu schaffen . . ."

Er erhob die Hand. „Dorthin willst Du?" fragte er erschrocken. „Ins Colleg? Ja — zu ihm?!"

Trübe schüttelte sie den Kopf. „Nein, überallhin — nur dorthin nicht!"

Der junge Geistliche blickte zum Himmel empor und seufzte. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich — aber seine Hölle. Gott behüte Dich — Gott behüte Dich, Elisabeth!"

III.

Die neue Schwändi'sche Villa war die schönste der ganzen Neustadt. Sie hatte eine prächtige Lage inmitten der Weinberge über der Hohen Promenade und repräsentirte gut den zehnfachen Werth des alten Landhauses drüben an der Sihl, das in den sechziger Jahren, in denen es entstanden, weit und breit als wahrhaft fürstlicher Bau gerühmt worden war.

Die Züricher, Berner und Baseler Patrizier würden — so heißt es in der Schweiz — mit keinem Fürsten oder Herzog tauschen wollen. Bei näherer Prüfung der Schwändi'schen Verhältnisse konnte man dieses etwas großsprecherische Selbstbewußtsein vielleicht verstehen. Denn abgesehen von den Sorgen der Regierung über mehrere Hundert Seidenwebstühle, die Herr Schwändi aber auch auf seine „verantwortlichen Minister" abzuwälzen gewohnt war, gab es für ihn auf der ganzen großen Welt kein wirkliches Muß. Er fühlte sich in seinem Hause als absoluter Herrscher — die einzige „Constitution", die für den Gang der häuslichen Geschäfte irgendwie maßgebend hätte sein können, wäre höchstens seine eigene körperliche.

Schwändi hatte durchaus nichts Aristokratisches in seinem Aeußeren, obwohl er unter die allerersten Patricier Zürichs zählte. Nach dem frühen Tode seiner Gattin hatte er sich einem nicht gerade ausschweifenden, aber doch sehr vergnüglichen und opulenten Leben ergeben, das ihm noch bei ziemlich jungen Jahren zu einer bedeutenden Leibesfülle verhalf. Er war sozusagen kugelrund. Das Kinn fiel von seinem gewaltigen Kopf, der eine merkwürdig große, abnorm verlängerte, bis in den Nacken reichende Stirn besaß, in mehreren Absätzen herab. Er hatte die fast dunkelrothe Gesichtsfarbe des zur Schlagflüssigkeit neigenden Genußmenschen, von der sich einerseits der weiße Hemdkragen, andererseits die weiße Glatze scharf abhob. Das sonst materialistische Aussehen des mittelgroßen Mannes erhielt eine Art Verdeelung lediglich durch das überlegen prüfende Auge.

Von Ehrenämtern aller Art hatte er sich sein Lebtag freigehalten — ganz gegen seine Neigung hatte er erst kürzlich einmal ein exotisches Generalconsulat übernehmen müssen, das er aber bestrebt war, sich schleunigst wieder vom Hals zu schaffen. Lediglich seinen Bürgerpflichten als Steuerzahler und Wähler kam er als gewissenhafter Schweizer nach; im Uebrigen wollte er frei sein, ganz frei, und sich weder von oben, noch von unten chicaniren lassen. Er wahr wohlthätig, zahlte angemessene Löhne, so daß in seiner immensen Seidenweberei noch niemals ein Streik ausgebrochen war, er zeigte sich gerecht gegen Jedermann, besonders mitleidig gegen Arme, Alte und Kranke, und war auch sehr thierfreundlich, — und trotz all dieser famosen Eigenschaften, die ihn nach außen hin — übrigens ohne daß er es darauf absichtlich anlegte — in den Ruf eines Musterbürgers brachten, war er maßlos egoistisch und schwelgerisch veranlagt.

Exclusiv war sein Haus von jeher gewesen. Das englische Wort von der Burg, die das Heim vorstellen solle, war von ihm aber nur einseitig erfaßt worden: er gewährte keiner Menschenseele Asylrecht darin, zog vielmehr einen Grenzwall darum, über den er Niemand herüberkommen ließ. Den Begriff der Gastfreundschaft kannte er nicht; er verkehrte nur wenig mit Männern seiner socialen Stellung. Schon aus Opposition dagegen, daß ihm Jemand vorschreiben möchte, was er anzuziehen habe, machte er keine Geselligkeiten mit. Er haßte den Frack und Alles, was steif und ceremoniell war. Die Einen nannten das originell und behaupteten, ein großer Geist spreche sich in all den kleinen Eigenheiten aus — die Andern hielten es schlankweg für Faulheit und Rücksichtslosigkeit — und wieder Andere fanden es einfach „verdreht".

Frühzeitig war seine Gattin ins Grab gesunken — damals, als Anna bei dem ältlichen Fräulein Hubinger eben lesen lernte. Als aber das verwaiste Mädchen heranwuchs und ihren Vater bestürmte, sie in die „Gesellschaft" einzuführen, begegnete sie ebenso tauben Ohren, wie in früheren Zeiten ihre Mutter. Schwändi liebte seine Tochter, und Wünsche, deren Befriedigung mit Geld zu erreichen war, versagte er ihr nie; aber zu persönlichen Opfern war er nicht zu bewegen.

Anna ward nach ihrer Confirmation in ein Pensionat nach Cassel geschickt, wo sie mehrere Jahre verbleiben mußte.

Ihr Vater machte während dieser Zeit eine Reise um die Welt; danach führte er, mehr der Zerstreuung als eines wirklichen Bedürfnisses halber, sein neues, großes Landhaus auf, dessen grandiose Einrichtung mondelang das Gesprächsthema vieler Einheimischer bildete.

Anna war inzwischen ein bildhübsches Mädchen geworden, sie wußte sich vorzüglich zu kleiden, denn sie hatte einen sehr ausgeprägten persönlichen Geschmack, der sich nur manchmal in's Capriciöse verirrte, und sie erregte Aufsehen. Man kannte Vater und Tochter bald in der ganzen Stadt. Sah man irgendwo eine recht schlanke, elastische, pariserisch gekleidete, brünette junge Dame mit feinem, picantem Profil und recht bewußter Haltung, und in ihrer Begleitung einen ungeschlachten, bart- und haarlosen Fleischcoloß im unmodischen, kafferbraunen Sacco und mit einem ungefügen, grauen Filzhut, dann wußte man schon, daß es Schwändis waren.

Vater und Tochter schienen einander äußerlich durchaus unähnlich: er war stark und untersetzt, nicht über Mittelgröße, sie schlank und elegant und groß — er in seinem Auftreten plump und rechthaberisch, sie graciös und moquant. Nur Eines war ihnen gemeinsam: Anna besaß ganz die braunen, klugen, kühlen und doch bedeutenden Augen ihres Vaters, und sie waren, wenn auch nicht das Sympathischste, so doch das Schönste, Imponirendste ihrer Erscheinung.

Die wenigen Menschen, die mit Vater und Tochter genauer bekannt waren, — zum Beispiel Fräulein Hubinger, die als Haushälterin dageblieben war, als man Anna in die Pension geschickt hatte — fanden freilich auch mancherlei innerliche Berührungspuncte zwischen den Beiden heraus. Zum Beispiel hielten sie Anna für ebenso kalt und egoistisch, wie ihren Vater, für ebenso genußsüchtig, wie ihn — wenngleich ihre Launen und Wünsche, in's Weibliche übersetzt, sich greifbarer präsentirten. Weil sie ungemein freigebig war, hielten Fremde sie für gutmüthig. Das war sie aber durchaus nicht; die hervorragende Wohlthätigkeit, die sie ausübte, war für sie lediglich eine Art Sport.

Die Stumpfheit ihres, nur auf sein leibliches Wohl bedachten Vaters künstlerischen und rein geistigen Dingen gegenüber war auch bei ihr zu constatiren, wirkte aber — wiederum blos in's Weibliche übersetzt — als Blasirtheit.

Sie hatte allenthalben genippt — den weiteren Inhalt aber immer bald schal gefunden.

Dabei war sie merkwürdig gut veranlagt, in gewissen Fächern, zum Beispiel Mathematik, sogar ganz bedeutend talentirt.

In Cassel war sie die beste Schülerin gewesen; nur für Zeichnen, Malen, Handarbeiten und Musiciren hatte sie keinerlei Anlage und darum auch kein Interesse gezeigt. Nach Absolvirung der Schule kümmerte sie sich dann um kein einziges ihrer ehemaligen Lieblingsfächer mehr. Da kam zuerst eine Epoche, in der sie nur für körperliche Uebung Sinn zeigte: sie nahm den Reitunterricht wieder auf, erbat und erhielt von ihrem Vater eine schmucke Gegenwacht und trat dem Golfclub der englischen Colonie bei. Im Verkehr mit den Engländerinnen ward dann ihr leibliches Interesse mehr geweckt, und es kam wirklich dazu, daß sie in der Vorstadt Enge von ihrem Nadelgeld ein kleines Haus baute für eine Beschäftigungsschule von Kindern, deren Eltern tagsüber auf Arbeit waren. Dort unterrichtete sie anfangs selbst in Religion und Lesen, und zwar mit großer Begeisterung. Bald langweilte sie aber das tägliche Zusammensein mit den nativen Kleinen — und der nothwendige Umschlag zeitigte dann plötzlich ihren Wunsch, das Gymnasialabiturium zu machen und Naturwissenschaften zu studiren.

Herrn Schwändi war Alles recht, was seine Umgebung von ihm erbat — nur gebeten wollte er immer sein! — wenn man blos nicht von ihm verlangte, daß er sein Frühstück verschieben oder Besuche machen solle, oder ihm zumuthete, persönlich eine Inspection in der Fabrik vorzunehmen, was ihn oft tagelang peinigen konnte. Seiner Tochter, die er auf seine Art herzlich liebte, schlug er nicht gern eine Bitte ab, sofern diese in seine persönlichen Neigungen und Pläne keinerlei Eingriff übte. Da

SLUB
Wir führen Wissen.